



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Europa und England

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Europa und England



er sich sein politisches Urteil rein erhalten hat — unbeirrt durch das wandelbare, stets nur von einzelnen Politikern beherrschte Parteitreiben, ungetrübt durch die großen parlamentarischen Redeübungen und die noch umfangreichern Ausführungen der Zeitungen —, der wird sich der Erkenntnis nicht verschließen können, daß die gesamte politische Entwicklung unsers Weltteils in den letzten fünf- und zwanzig Jahren lediglich durch die großen militärischen Entscheidungen von 1866 und 1870/71 herbeigeführt worden ist. Diese Entwicklung kommt gerade gegenwärtig zu einer Art von Stillstand, von dem aus sich neue politische Ausichten eröffnen und neue Entwicklungen anbahnen. Obwohl man in Deutschland so gern von dem „Volk in Waffen“ spricht, übersieht man das doch meistens; die Hartnäckigkeit der eignen Meinung, die in der Mehrzahl der Fälle nur auf die Parteilbrille hinauskommt, trübt den Blick. Dazu giebt es noch immer zahlreiche Deutsche, die von der Gemüthlichkeit der Kleinstaaterci weiter eingewickelt und gewiegt sein möchten, die noch ihre Stammesbrüder hassen oder verachten, dagegen jeder fremden Mode nachlaufen, vor allem Fremden lächerlichen Respekt zur Schau tragen, im Auslande ihre deutsche Geburt verleugnen und sich vor den Fremden erniedrigen. Aber für das, was eigentlich das deutsche Reich geschaffen und unsrer politischen Gegenwart seinen Stempel aufgedrückt hat, fehlt das richtige Verständnis. Es ist ja in dieser Beziehung vieles besser geworden, aber auch der großen Menge, die sich „voll und ganz“ der Reichsidee angeschlossen zu haben meint, geht noch der klare Einblick in den wahren Zusammenhang der Dinge ab, und ihr Patriotismus äußert sich oft nur mit jener großmäuligen Beredsamkeit, die sich vor den großen Waffenentscheidungen der Jahre 1864 und 1866 auf Schützenfesten und in Volksversammlungen breit machte. Zum Beweis dafür braucht man nur

das Verhalten des im Mai aufgelösten und des darnach neugewählten Reichstags anzusehen. Fast nirgends fand sich die nüchterne Einsicht für das Notwendige. Der heiße Wunsch, die Reichsregierung zur dauernden Festlegung der zweijährigen Dienstpflicht zu nötigen, um sie in Zukunft damit zwicken und zwacken zu können, beherrschte monatelang die Lage; die Abgeschmacktheit, daß Deutschland eine jährliche Mehrausgabe von etwa sechzig Millionen nicht mehr zu „erschwingen“ vermöge, erging sich in populärer Breite; Leute, die nie etwas vom Armeewesen verstanden und insolgedessen nichts davon gehalten hatten, behaupteten mit dem Brustton der Überzeugung, uns Deutsche „könne keiner,“ und sie zeigten ungeheucheltes Erstaunen, als der Reichskanzler schlicht und kühl betonte, wir müßten im „Ernstfalle“ doch mindestens stark genug sein, den Krieg auf das feindliche Gebiet verlegen zu können. Schließlich stimmten die Parteien ab; mehr nach alter Gewohnheit als durchdrungen von der unabweislichen Notwendigkeit, daß Deutschland doch dem um zehn Millionen schwächer bevölkerten Frankreich an Zahl überlegen sein müsse, wenn es nicht der Möglichkeit einer zukünftigen militärischen Niederlage ausgesetzt sein wollte. Ja die meisten deutschen Patrioten stellen sich den nächsten Krieg ungefähr so vor: feindliche Kriegserklärung, große Begeisterung, Ausmarsch des „Volkes in Waffen“ unter dem Gesang patriotischer Lieder; dann täglich dreimal Siegesdepeschen, wöchentlich zweimal Gefangnendurchzüge, endlich Friedensschluß mit beliebig viel Milliarden, Einzug der Truppen mit Festessen; schließlich große Börsenhausse, allgemeine Glückseligkeit und unbändige Freiheit. Phantastereien dieser Art konnte man in den letzten Monaten auf den Bierbänken von den „Gesinnungstüchtigen“ vielfach hören, und wir zweifeln nicht daran, daß auch im Reichstage unter den „Auserwählten des Volkes“ solche Leute gesessen haben. Allenthalben trat eine durchaus unberechtigte Vertrauensseligkeit auf ganz unerhörte Waffenleistungen der deutschen Armee zu Tage, daneben eine ebenso unberechtigte Bangigkeit vor dem Kriegsdurst unsrer Nachbarn, selten war ein klarer Einblick in das Tatsächliche und Wesentliche, eine verständige Unterscheidung zwischen Notwendigem und Überflüssigem vorhanden.

Wir können es uns nicht verhehlen, daß man im Ausland über derartige Dinge während der letzten fünfundzwanzig Jahre immer klarer gewesen ist. An parlamentarischen und sonstigen innern Einrichtungen uns gleich oder sogar voraus, erkannte man in den gewaltig erschütternden deutschen Siegen nur die Folgen der allgemeinen Wehrpflicht, die ein ungemein zahlreiches, nicht durch Loskauf und Stellvertretung um einen Teil seiner besten Bestandteile gebrachtes Heeresmaterial liefert, einer vorzüglichen Militärorganisation und eines in seiner Art einzig zusammengesetzten Offizierkorps: alles preussische und auf Gesamtdeutschland übertragene Einrichtungen. Man suchte sich dieselben Vorteile zu sichern und hat bis heute daran gearbeitet, aber immer unter dem Drucke der Furcht, Deutschland könne noch einmal seine Überlegenheit geltend machen.

Daher der häufig wiederholte Vorwurf, Deutschland plane neue Kriege. Die Erklärungen Kaiser Wilhelms I., seine Pflicht sei, „den Frieden zu schützen,“ „allezeit Mehrer des Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen“ u. s. w., fanden zunächst keinen Glauben. Österreich und Frankreich beeilten über Hals und Kopf ihre militärische Neuorganisation, und Frankreich verbarricaderte seine Ostgrenze in keineswegs durchaus nützlicher Weise. Italien sah sich genötigt, dem Beispiele seiner mächtigeren Nachbarn zu folgen. Zeitweilige Herausforderungen aus Frankreich bestätigten nur die Thatsache, daß die, die Furcht haben, vielfach ihren Mut in überlauter und oft unziemlicher Weise betonen zu müssen glauben. Nur Rußland schien anfangs von dieser Furcht nichts zu verspüren. Die Russen hatten zwar in ihrer Gesamtheit den Franzosen den Sieg gewünscht und waren darum über die beispiellosen Siege der Deutschen in hohem Maße erstaunt, aber die innigen Beziehungen der Regentenhäuser schlossen für sie jeden Krieg zwischen Deutschland und Rußland aus. Fürst Gortschakoff war der erste, der den Samen der Furcht vor Deutschland auch in Rußland austreute, nachdem der erneute russische Versuch, Bevormundungspolitik zu üben, in Berlin auf kühle Ablehnung gestoßen war und seine staatsmännische Eitelkeit auf dem Berliner Kongreß trotz der „ehrlichen Maklerschaft“ des Fürsten Bismarck keine Befriedigung gefunden hatte. Von da an begann die Vorschübung des durch die allgemeine Wehrpflicht verdoppelten russischen Heeres nach der Westgrenze: ein sprechendes Gegenstück zu der starken Befestigung des Ostens auf Seiten Frankreichs. Nach der Thronbesteigung des mißtrauischen Kaisers Alexander III. wurde das Verfahren fortgesetzt. Es sollte der doppelte Zweck erreicht werden, Deutschland einen Einfall nach Rußland unmöglich zu machen und die diplomatische Stellung Rußlands zu verbessern. Beide Zwecke sind nicht erreicht worden; der erste nicht, weil er überhaupt gegenstandslos war, und der zweite wurde gleich von vornherein durch das Bündnis mit Österreich vereitelt, das sich später zum Dreibund erweiterte. Österreich hatte zuerst die Furcht vor Deutschland fallen lassen. Sie schien überhaupt während der letzten Lebensjahre des Kaisers Wilhelm I. geschwunden zu sein, weil man überzeugt war, wegen des hohen Alters des Monarchen werde Deutschland nur im äußersten Notfalle zum Kriege schreiten. Der in politischen Dingen gänzlich urteilslose Boulanger täuschte sich über diese Sachlage so weit, daß er 1887 an ernste kriegerische Verwicklungen mit Deutschland dachte und nur — zum Glück Frankreichs — mit Mühe von verständigen Leuten davon abgehalten und endlich beseitigt wurde. Als Kaiser Wilhelm II. zur Regierung kam, erwachte die Furcht vor Deutschland von neuem, und Frankreich näherte sich Rußland noch mehr. Dieses Verhältnis steigerte sich im Jahre 1891 zum Höhepunkt, als zu gleicher Zeit von Italien aus die Erneuerung des Dreibundes etwas laut verkündet wurde und ein Teil der Presse in dem feierlichen Besuch Kaiser Wilhelms in England einen Beweis für den

Eintritt Großbritanniens in den Dreibund erblicken zu müssen glaubte. Da ereignete sich der Flottenbesuch in Kronstadt, im Palais des Zaren erklang die „Marseillaise“ und das — an sich gänzlich unnatürliche — „ungeschriebne Bündnis“ zwischen Frankreich und Rußland war geschlossen. Seit jener Zeit hat die Politik der Furcht wieder merklich nachgelassen; England ist selbstverständlich nicht in den Dreibund eingetreten, Rußland läßt aber den rasch erworbenen Freund so leicht nicht wieder aus den Armen, und Frankreich fühlt sich dabei vor Deutschland sicher.

Wie schon bemerkt, ist gegenwärtig die politische Lage Europas zu einem gewissen Stillstande gekommen, der der Erhaltung des Friedens günstig ist. Die Weltgeschichte hat einen Wellenschlag gethan, dessen treibende Kraft die allgemeine Wehrpflicht war. Frankreich ist dabei am weitesten vorgeschritten, denn es hat keinen Mann mehr einzustellen; die Staaten des Dreibundes vermögen nach dieser Richtung hin noch mehr zu leisten, am meisten Deutschland, das auch mit der neuen Heeresvorlage das Maß seines „Könnens“ noch nicht erreicht hat; Rußland ist mit der Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht nahezu fertig. In der Organisations- und in der Offizierfrage hat jeder Staat mehr oder weniger Preußen nachgeahmt und glaubt, das Möglichste geleistet zu haben. Unklare Friedensschwärmer — und was sonst mit seinen politischen Gedanken in Wolkenkuckucksheim zu Hause ist — äußern über diese Zustände, Europa „starre in Waffen“; wir behaupten nur: Europa exerziert, und halten das Exerzieren für eine höchst friedliche und außerdem sehr gesunde Beschäftigung. Bisher hat noch kein Staat von der allgemeinen Wehrpflicht Nachteile gehabt, Deutschland am allerwenigsten, im Gegenteil hat die Anspannung der Volkskraft überall das innere Staats- und Gesellschaftsleben angeregt und erfrischt.

Wohl sind heute die Großstaaten des Festlandes mächtiger als je, aber in den Armeen der allgemeinen Wehrpflicht liegt keine Bedrohung des Friedens; ihr Charakter ist ausgesprochen defensiv, wenn sie auch, wie namentlich der Feldzug von 1870 bewiesen hat, zu einer kräftigen Offensive sehr fähig sind. Zur Verteidigung des heimischen Herdes werden sie stets vorzüglich geeignet sein, für einen erfolgreichen Eroberungskrieg aber werden sie nicht ausreichen. Kriege nach Art der napoleonischen sind darum für Zentraleuropa ausgeschlossen, und man kann mit Ruhe der Zukunft entgegensehen. Die Politik der Furcht wird verschwinden und der durchaus friedliche Charakter des deutschen Reichs allseitig anerkannt werden. Die Franzosen werden es zwar sehr schwer über sich gewinnen, sich mit dem Frankfurter Frieden abzufinden, dennoch wird man dort niemals wieder Bücher schreiben wie *Avant la bataille* und *Pas encore*, auch wird man keinen „Schnäbelefall“ mehr hervorrufen, um so weniger, als die fortschreitende Durchführung des neuen deutschen Heeresgesetzes ihnen die Möglichkeit nimmt, den Deutschen an Zahl überlegen zu sein. Rußland

wird jeder französischen Abenteuerpolitik um so mehr abgeneigt sein, je größer die Anzahl der Bataillone ausfällt, die es den Franzosen leihen müßte, damit diese Elsaß und Lothringen wieder erobern könnten. Im übrigen wird Rußland, trotz seiner gegen früher stark vermehrten Heeresmacht, weder über Berlin noch über Wien nach Konstantinopel gehen, und der gegenwärtige Zollkrieg zwischen Deutschland und Rußland ist nicht tragisch zu nehmen, denn auch während der dicksten Freundschaft beider Staaten ist nie ein zufriedenstellendes handelspolitisches Verhältnis möglich gewesen. In den sogenannten „allgemeinen Weltbrand,“ d. h. den Kampf Rußlands und Frankreichs gegen den Dreibund, glauben wir unter den heutigen Verhältnissen nicht, die kontinentalen Großmächte haben sich nun lange genug gegenseitig in die Augen gesehen, um zu wissen, daß der Angreifer seine Rechnung nicht finden würde. Die heutige Lage nach Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht deutet in allem und jedem auf eine längere friedliche Dauer des gegenwärtigen Zustandes auf dem Festlande von Europa hin; aber wohlgemerkt: wache jeder einzelne Staat sorgsam darüber, daß er mit der Länge der Zeit nicht lau wird und sein Heer der allgemeinen Wehrpflicht nicht verfallen läßt. Ein solcher Staat wäre sofort bündnisunfähig, und da die Kampflust der Völker und Staaten niemals aufhören wird, könnte er leicht die Zehne bezahlen müssen. „Den letzten beißen die Hunde,“ sagt der Volksmund.

Während nun sämtliche Großstaaten des europäischen Kontinents diese zwanzig Jahre und zum Teil noch länger dauernde Entwicklung durchgemacht, während selbst die dazwischen liegenden Kleinstaaten aus Furcht vor einem großen Kriege ihre Befestigungen in Ordnung gebracht und ihre Heere zum Teil schon vermehrt haben oder noch damit beschäftigt sind, giebt es einen Großstaat, an dem das alles spurlos vorübergegangen ist, und der beharrlich bei dem stehen geblieben ist, was er früher hatte oder auch nicht hatte. Dieser Staat ist England, und niemand kann heute in Zweifel darüber sein, daß sich die Machtverhältnisse bedeutend zu Ungunsten des britischen Reichs verschoben haben.

In allen Weltteilen hat England Länderbesitz, und meist ist dieser von ungeheurer Ausdehnung; man schätzt ihn auf vierundzwanzig Millionen Quadratkilometer\*) mit dreihundertfünfzig Millionen Einwohnern. Dabei geht das Streben der Engländer mit einer fast fieberhaften Hast dahin, diesen Länderbesitz immer weiter auszudehnen, und bis jetzt sind sie auch darin, abgesehen von der Lostrennung der Vereinigten Staaten, insofern immer vom Glück begünstigt gewesen, als es ihnen gelungen ist, die Gebiete, deren sie sich einmal bemächtigt hatten, auch zu behaupten. Man darf jedoch mit Sicherheit annehmen, daß das nicht immer so gehen wird, und niemand glaubt heute mehr,

\*) Etwa 450 000 Quadratmeilen.

daß der bisherige Aufwand Englands für Marine und Landheer ausreiche, sein ausgedehntes Besitztum und seinen Handelsverkehr auf der ganzen Weltkugel zu decken. Die englische Herrschaft ist viel stärker angewachsen als seine Flotte und Landstreitmacht, und inzwischen sind die europäischen Großstaaten in der Entwicklung ihrer Streitkräfte England weit vorausgeeilt. Unstreitig hat das britische Reich noch die Mittel, selbst große Katastrophen ertragen zu können, und es würde wohl in stande sein, überall in den fremden Weltteilen, wo seiner Herrschaft Feinde gegenüberstehen, lediglich mit Waffengewalt und ohne irgend welche gütliche Vermittlung seine Autorität aufrecht zu erhalten. Aber die Hauptgefahr liegt nicht in seinen außereuropäischen Besitzungen, sondern in seinem Stammlande selbst. Man braucht dabei nicht einmal das Gespenst einer feindlichen Landung und der erdichteten „Schlacht von Dorking“ heraufzubeschwören, sondern nur in Betracht zu ziehen, daß die Bevölkerung Englands für ihren Lebensunterhalt sehr wesentlich auf fremde Zufuhren angewiesen ist. Würden diese auch nur für kurze Zeit abgeschnitten, so müßten die Folgen davon sehr ernst werden. Außerdem entwickelt sich auch im Innern Englands eine weitere Gefahr, von der gleich noch die Rede sein soll.

Die Eigentümlichkeit des britischen Reichs mit seinen über den ganzen Erdball verstreuten Kolonien, festen Plätzen und Hasenorten bringt es mit sich, daß die eigentliche Verteidigung dieser Punkte nur durch die Flotte möglich ist oder sich wenigstens darauf stützen muß, da sie die einzige Verbindung mit dem Mutterlande vermittelt, also die Operationslinie bildet. Es ist also einleuchtend, daß die britische Kriegsflotte denen der andern Kriegsmächte überlegen sein muß. Nach Lage der Dinge ist sie berufen, die schwierigsten Aufgaben zu lösen, die seit Menschengedenken Seelenten und Seesoldaten je gestellt werden könnten, denn sie müßte die Küsten Großbritanniens, die britischen Besitzungen und den britischen Handel verteidigen und außerdem den Feind auf allen Meeren aufspüren. Freilich dürfte kein Reich mit einigermaßen bedeutendem Handel überhaupt in stande sein, diesem Handel unter allen Umständen genügenden Schutz angedeihen zu lassen. Das kann man auch von England nicht verlangen, obgleich es die bei weitem stärkste und leistungsfähigste Kreuzerflotte der Welt hat; es würde vollkommen genügen, wenn die englische Flotte in stande wäre, die Lebensmittelzufuhr nach dem Mutterlande zu sichern. Ob sie das in ihrer heutigen Verfassung kann, wird allgemein als fraglich angenommen, wenn nicht gar geleugnet, denn mit der Ausdehnung des britischen Weltreichs hat auch seine Verwundbarkeit zugenommen, und es würden ihm, im Falle eines Krieges mit europäischen Mächten, die schwersten Verluste in Aussicht stehen, während es seinen Gegnern, als die wir uns Frankreich und Rußland zu denken haben, wenig anzuthun vermöchte, weil deren Häfen und Küsten überall gut gesichert sind.

Gegenwärtig läßt sich die Unzulänglichkeit und Schwäche der englischen Marine nicht länger bestreiten. Es ist dabei gar nicht nötig, sich durch die äußerst ungünstigen Kritiken, wie sie Admiral Sir Thomas Symonds von Zeit zu Zeit in die Welt zu setzen pflegt, zu einer allzu nachteiligen Ansicht verleiten zu lassen. Man nennt mit guter Berechtigung in England die alten Admirale und Generale, die über den schlechten Zustand der Flotte und Armee ihre Klagelieder ertönen lassen, *old croakers*, alte Krächzer. Aber in neuerer Zeit beteiligen sich auch jüngere Offiziere an dieser Arbeit, und daß es mit der englischen Seemacht lange nicht mehr so glänzend bestellt ist wie vor Zeiten, hat Lord Beresford und mit ihm noch mancher andre, namentlich der Gladstoneaner Sir Charles Dilke, öffentlich besprochen, um die Regierung zu warnen. Selbst der Admiralitätsbericht von 1890 sagt: „Im Jahre 1807 hatten wir 206 Schlachtschiffe gegen Europas 180, von denen nur 60 französische waren. 1894 werden wir nur 77 sogenannte »wirkliche Schlachtschiffe« haben, die eine ungleiche Masse gegen Europas 258 und Frankreichs 60 bilden.“

Doch wir wollen hier keine Zahlen über Schiffe, Tonnengehalt, Geschütze u. s. w. aufzählen. Jedermann weiß, daß die britische Kriegsmarine, wie die Handelsflotte, jeder einzelnen Flotte der übrigen Mächte überlegen ist. Es handelt sich nur darum, wie viel England im „Ernstfalle“ schlagfertig beisammen zu haben vermag. Dabei ist in Betracht zu ziehen, daß die englische Flotte beständig auf zehn Stationen über alle Meere verteilt ist; von diesen sind im Falle eines Krieges nur wenige aufzulösen und ihre Schiffe, schon der Entfernung halber, nur teilweise heranzuziehen. Außerdem verdienen noch andre Umstände Beachtung. Erst seit 1887 hat England wirkliche Manöver zur See, die einen wirklichen Feind annehmen und nicht bloß taktische, sondern auch strategische Aufgaben zu lösen haben. Diese lieferten überraschende Ergebnisse. Schon im Jahre 1887 wurde klar, daß auch ein der Zahl nach geringerer Gegner, während die englische Flotte den Kanal beherrschte, imstande war, die Themsemündung zu forciren und London zu bedrohen. Das folgende Jahr enttäuschte die in England allgemein geteilte Annahme, daß eine überlegene englische Flotte imstande sei, die feindliche in ihren Kriegshäfen zu blockiren, sie am Auslaufen und an Landungsversuchen in England zu hindern und selbst die See zu beherrschen, damit der Handel geschützt bleibe. Der kürzlich mit der „Viktoria“ verunglückte Admiral Tryon hatte als Kommandeur eines der feindlichen Geschwader schließlich die Blockade durchbrochen und in den Hafencitäten Edinburgh, Newcastle, Grimsby u. s. w. die Kleinigkeit von 4½ Millionen Pfund Sterling als Kontribution erpreßt. Sein Kollege hatte ähnliches geleistet, und die blockirenden Geschwader hatten nichts besseres thun können, als schleunigst London zu decken. Erbittert darüber schrieb damals ein englisches Marinefachblatt: „Die englische Flotte ist ihrer Aufgabe nicht gewachsen. Das gilt ebenso für das Personal wie für das Material. Das Per-

sonal, weil es nicht ausreichend, das Material, weil es Schwindel (a fraud) ist. Es sind Panzerschiffe vorhanden, die nicht gepanzert sind, Kreuzer, die keine Schnelligkeit haben; die Geschütze fehlen ganz oder sind unzureichend, die Maschinen sind zu schwach. Und warum? Die Antwort ist die, daß die ganze Marineverwaltung, ebenso wie das Material, Schwindel der schlimmsten Art ist." Wenn man auch von den in der englischen Publizistik üblichen derben Ausdrücken dieser scharfen Kritik absieht, ist doch klar, daß sie ihre Spitze im wesentlichen gegen das System richtet. Die Mobilisierung der Flotte zu den Manövern 1891 brachte ein dürftiges Ergebnis, kein einziges Schiff hatte volle, die meisten kaum genügende Bemannung.

Die Frage würde nicht so brennend sein, wenn nicht Frankreich zur See England den Rang abzulaufen suchte. Zunächst sucht es die erste Macht im Mittelmeerbecken zu werden; als Beweis führen wir nur die neue Schöpfung des ausgezeichnet gelegnen Kriegshafens Biserta auf tunesischem Gebiete an, die ebenso Italien wie England beunruhigt. Der Aufschwung der französischen Flotte hat schon seit langen Jahren England gezwungen, von dem früher festgehaltenen Grundsatz abzugehen, daß die englische Flotte den vereinigten Flotten zweier Staaten (früher war immer Frankreich und Spanien gemeint) gewachsen sein müsse. Jetzt ist die französische Flotte allein schon imstande, der englischen mit Aussicht auf Erfolg die Spitze zu bieten. Seit Beginn unsrer Weltgeschichte hat es als Erfahrungssatz gegolten, daß die hervorragendsten seefahrenden Völker als Meister der Schiffsbaukunst und der Herstellung schwerer Wurfgeschosse obenan standen. Die Geschichte der Phönizier und Karthager, der Hanse, der Republiken von Venedig und Genua, das Emporblühen und der Verfall Spaniens, die Geschichte der Niederlande und endlich auch die Geschichte Englands bestätigen dies. Aber gerade das britische Reich läßt hierin in letzter Zeit einen merkklichen Rückschritt erkennen. Seine Seemacht hat in ihrer Vormachtstellung sehr eingebüßt, seitdem sich andre Staaten, vor allen Deutschland, im Schiffsbau wesentlich vervollkommen haben und England schon überflügeln, seitdem das mangelhafte des englischen Geschützsystems und die ungenügende Bestückung der englischen Kriegsschiffe nicht mehr zu verhüllen sind. Mit den Rohren schweren Kalibers hat die britische Marine bisher sehr üble Erfahrungen gemacht. Die englische Stahlindustrie, wie sie uns namentlich in den Erzeugnissen von Woolwich entgegentritt, kann sich nicht mehr mit der deutschen und französischen messen. Weder die 110 Tonnen schweren Armstrongschen Kanonen von 41,3 Centimeter Kaliber, noch die in der königlichen Geschützgießerei in Woolwich angefertigten 68 Tonnen schweren Geschütze mit 34,3 Centimeter Kaliber haben sich für den ernststen Kampf als tauglich erwiesen. Bemerkenswert ist die Thatsache, daß die Hundertzehntonnengeschütze überhaupt bloß für das Aushalten von siebenzig Schuß gebaut sind. (Wenn Krupp und Gruson solche Bedingungen

stellen wollten!) Es ist Thatsache, daß die an Bord der englischen Flotte befindlichen schweren Geschütze von den Mannschaften selbst mit Mißtrauen betrachtet werden; sie werden beim Schießen im Frieden nur mit schwachen Ladungen versehen und sind nicht in der Lage, in einem Kampf mit voller Ladung gebraucht zu werden, ohne daß man befürchten müßte, daß sie springen und die Schiffe wehrlos machen. Ob man mit den neuen Stahlbandkanonen von 45 Tonnen Gewicht und 30,5 Centimeter Kaliber bessere Ergebnisse erzielt hat, ist nicht bekannt geworden; jedenfalls würde sehr viel Zeit vergehen, bis die nötige Anzahl von Stücken für die Flotte und die wichtigsten Befestigungen der Küsten hergestellt wären. Die Küstenbefestigung ist bisher fast ganz vernachlässigt worden. Die *Fortnightly Review* forderte schon im März 1888 — also vor den entscheidungsvollen Seemanövern —, die englischen Seehäfen und die Kohlenstationen müßten so stark befestigt werden, daß sie sich ohne Unterstützung der Flotte halten könnten. Thatsächlich haben die englischen Kriegshäfen nur veraltete Befestigungen mit glattläufigen Rohren; die Kohlenstationen befinden sich augenblicklich fast in verteidigungslosem Zustand und müßten, wenn sie nicht durch besondere Kriegsschiffe verteidigt werden, dem Feinde ohne weiteres in die Hände fallen. Woher aber im Kriege alle die Schiffe nehmen, die die unverteidigten Kohlenstationen und die schlecht befestigten Häfen verteidigen sollen?

Allerdings hat man, gewißig durch die Manöververfahren von 1891, mit dem dringlichsten begonnen und wenigstens die Befestigungen in der Themse verstärkt. Eine neue Batterie auf der Essefseite bei Coalhouse Point ist mit zwei zehnzölligen Einundzwanzigtonnengeschützen und mit einer Anzahl von sechszölligen und mit schnellfeuernden Kanonen versehen worden, in Grain-Fort auf der Kentseite der Themse wurden größere Arbeiten vorgenommen, neue Werke gebaut und die glattläufigen Geschütze durch neue ersetzt. Auch ein neuer Plan für die Verteidigung von London ist ausgearbeitet worden. Der Weg auf der Themse nach London ist dadurch allerdings bedeutend erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht worden. Trotzdem ist immer noch eine Milliarde Mark erforderlich, wenn das gänzlich verwahrloste Verteidigungssystem Großbritanniens auf einen beachtenswerten Stand gebracht und dadurch die Flotte in ihrer Gesamtheit zur Verwendung auf offener See, also für ihre eigentliche Aufgabe, frei gemacht werden soll.

Das ist aber mit den bisherigen Kräften einfach nicht möglich, denn das Werbesystem, so kostspielig es auch ist, liefert nicht genug Mannschaften, und das sogenannte Reservepersonal hat sich allgemein als untüchtig erwiesen. So wurden z. B. dem „*Inflexible*“ zu den Manövern 1888 nicht weniger als 37 Heizer aus der Reserve zugeteilt, die sämtlich noch nie zur See gewesen waren. Der Mangel an Mannschaften und das Fehlen einer Kriegsreserve machen die Mobilmachung der gesamten Flotte im Kriege geradezu unmöglich.

Dazu geht die angeworbene Marinemannschaft von Jahr zu Jahr zurück. Das Werbesystem bringt niemals ein moralisch oder physisch wertvolles Material in den Flottendienst. Von Jahr zu Jahr ist man, um den steigenden Ausfall in der Bemannung der Schiffe zu decken, weniger ängstlich in Bezug auf die Leute geworden, die man anwirbt, und macht natürlich dabei die Erfahrung, daß Unfähigkeit, Demoralisation und damit verbundener Mangel an Diensttätigkeit in der Marine erschreckend wachsen. Und das alles geschieht zu einer Zeit, wo die übrigen Großstaaten vermöge der allgemeinen Wehrpflicht ihr Flottenpersonal nach Anzahl und Güte verbessert haben. Die Folge davon ist, daß die Fertigkeit der englischen Flotte abnimmt und die Zahl der Unglücksfälle sich steigert. Unglücksfälle werden niemals ganz vermieden werden können, aber in England sind namentlich solche Fahrzeuge davon betroffen worden, die sonst wegen ihrer Größe und ihrer vorzüglichen Bauart für besonders sicher und seetüchtig galten. So strandete in neuerer Zeit der „Howe,“ ein neues Schiff von der sogenannten Admiralklasse, am 2. November 1892 bei klarem Wetter während der Einfahrt in den spanischen Hafen Ferreol. Das Unglück bei Tripolis an der syrischen Küste, wobei Admiral Tryon mit der „Victoria“ sank und der „Camperdown“ für längere Zeit dienstuntauglich wurde, ist noch in aller Erinnerung. Drei Kampfschiffe in einem halben Jahre ist doch zu viel! Ernste englische Blätter haben deshalb die Frage aufgeworfen, ob denn ihr Marinepersonal wirklich befähigt sei, dergleichen Schiffe zu führen. Die Nowoje Wremja vom 22. Juli 1893 zählte nicht weniger als acht bedeutende Schiffsunfälle auf, die in Sheerneß und Plymouth während der Einstellung zu den diesjährigen Manövern vorgefallen sind. Mag auch das russische Blatt dabei etwas parteiisch gefärbt haben: wer 1889 nach der großen Parade auf der Reede von Spithead vor Kaiser Wilhelm II. den größten Teil der englischen Flotte durch die Solent (den westlichen Teil des Kanals zwischen der Insel Wight und dem Festlande) fast in unregelter Fahrt das offene Meer gewinnen sah, dem kommt die Zusammenstellung der Nowoje Wremja nicht sehr übertrieben vor; es wurden damals drei Schiffe wegen „Kollisionen“ außer Dienst gestellt. Auch um das Schießen der Schiffsartillerie steht es nicht besonders, was zum großen Teil aus dem schon geschilderten Zustande der schweren Rohre erklärlich ist. Wir wollen nur den seltsamen Vorfall mit dem Leutnant Freemantle, dem Sohn des gleichnamigen Admirals, anführen, der Ende Oktober 1891 bei Schießübungen mit dem Kanonenboot „Blucky“ außerhalb der Reede von Plymouth zwei Fischerboote traf, die mindestens zwei englische Meilen von der Scheibe entfernt waren, wobei ein Schiffer mit zu Grunde ging, ohne daß auf dem „Blucky“ von diesem „Treffer“ etwas bemerkt wurde.

We have got the ship, we have got the man, we have got the money too! so klang es einst prahlerisch aus England herüber. Gewiß: Schiffe,

Mannschaften und Geld sind drüben hinreichend vorhanden, namentlich Mannschaften könnten in vorzüglicher Güte beschafft werden. Aber es fehlt die Teilnahme der Bevölkerung, die moderne Organisation, überhaupt die bewegende Kraft, die vorhandnen Massen ihrem eigentlichen Zwecke, der Verteidigung des Besitzstandes des englischen Weltreichs, nutzbar zu machen. Der Erforscher des Aralsees, Admiral Butakoff, hat einmal den bemerkenswerten Ausspruch gethan: „Die besten Panzerschiffe sind die, auf denen die meisten eisernen Herzen schlagen.“ Wir bezweifeln, daß Großbritannien mit seinem jetzigen Flottensystem die für den Krieg notwendige Anzahl solcher Panzerschiffe aufbringen wird.

Der Rückgang des englischen Flottenwesens hat selbstverständlich seine Wirkung auf die Großmachtstellung Englands ausgeübt. Schon seit dem Krimkriege hatten sich die militärischen Verhältnisse auf dem Festlande in einer Weise entwickelt, die England von den Vorgängen auf den Schlachtfeldern vollständig ausschloß, und es leitete seine Stellung als Macht nur noch von dem Schwergewicht seiner Flotte her. Noch auf dem Berliner Kongreß stand England damit ebenbürtig neben Rußland da. Lord Beaconsfield hatte bei Konstantinopel dem fast erschöpften Rußland die Flottenmacht Englands gezeigt und Miene gemacht, als ob er die Mittel des Krieges anwenden würde, wenn Rußland nicht von dem Sitz des Sultans zurückwiche. Seit jenem großen Augenblick sind abermals fünfzehn Jahre vergangen, es sind große militärische Reformen durchgeführt worden, nur die englische Flotte ist nicht fortgeschritten. Heute ist Großbritannien thatsächlich schwächer als zur Zeit des Krimkrieges, und seine Stimme findet im Räte der Völker nur ein klägliches Echo. Die Furcht vor der britischen Seemacht ist geschwunden, und der alte Feind Englands, Frankreich, hält seine Kriegesflotte bereits der englischen für gewachsen und hat gute Berechtigung dazu; denn was an Zahl abgehen sollte, kann durch Bemannung, Ausrüstung, Organisation und Führung ausgeglichen werden. Dann bliebe England nur noch sein natürliches Verteidigungsmittel, seine Insellage. Doch auch diese für sich allein bietet unter den gegenwärtigen Verhältnissen keinen unbedingten Schutz mehr; jedenfalls lägen bei der Nähe Frankreichs nach einer Überrumpfung oder gar Niederlage der englischen Flotte die ungeschützten britischen Küsten offen für einen französischen Einbruch da.

Selbst Lord Wolseley erklärte 1888 auf dem Jahresfeste des North London Rifle Club ausdrücklich, er gehöre zu jenen „einfältigen“ Leuten, die einen solchen Einfall in England für sehr wohl möglich hielten. In der That liegen die Bedingungen für einen Einfall in England jetzt viel günstiger als zur Zeit des ersten Napoleon. Die Dampfkraft würde es den Franzosen ermöglichen, binnen kürzester Frist in ihren vorzüglichen Häfen an der Küste von Dünkirchen bis Cherbourg bedeutende Truppenmassen zusammenzuziehen, die

dann aus diesen regelmäßig von einer großen Anzahl von Dampfern belebten Häfen in einer einzigen Nacht nach England übergesetzt werden könnten. Ob die Engländer eine solche überraschende Landung zu hindern vermöchten, erscheint zweifelhaft, da sie schwerlich Zeit zu ausreichenden Gegenmaßregeln finden würden. Frankreich hatte bei der großen Flottenmobilisierung 1891 in Toulon seine Mittelmeerflotte in vierundzwanzig Stunden seefertig, und nach weitem vierundzwanzig Stunden auch die Reservedivision. Obgleich die starke Panzerdivision des Kanalgeschwaders unter Admiral Gervais nach Kronstadt abgesandt worden war, blieben in Frankreich doch noch gegen hundert Schiffe mobilisiert, waren sechs Wochen in Gefechtsbereitschaft in See und befanden sich während dieser Zeit im besten Stande. Dergleichen ist in England einfach nicht möglich, denn dort geht bei dem herrschenden Mobilisierungssystem sehr viel kostbare Zeit verloren, die ein kriegsbereiter Angreifer sich zu Nutzen machen könnte, um drüben zu landen. Dabei würden die französischen Panzerschiffe einen Gegner bilden, dem die englischen kaum gewachsen sein dürften, da sie schwerlich sofort sämtlich auf dem Platze und hinreichend bemannt und bestückt sein können. Pessimistische Engländer haben sogar die Befürchtung ausgesprochen, daß die Franzosen imstande sein würden, ungehindert die unbefestigten Arsenale von Woolwich zu nehmen. Dort lagert aber alles Material für die Feldarmee; gelänge es dem Angreifer, sich mit schnellem Schlage in den Besitz des unbefestigten Ortes zu setzen, der nur neunzig Kilometer von der Südküste entfernt ist, so wäre die Mobilmachung der englischen Armee ganz unmöglich, da kein zweites Arsenal, keine zweite ähnliche Anstalt vorhanden ist. Dann würde das Schicksal Englands in wenigen Tagen entschieden sein. Vor der Hand ist allerdings die Lage noch nicht der Art, daß an solche Ereignisse in der nächsten Zukunft zu denken wäre. Uns lag nur daran, zu zeigen, daß ein französischer Einfall in England wirklich ausführbar ist, jedenfalls leichter und erfolgversprechender als ein Revancheangriff auf Deutschland, und zwar würde er um so eher Aussicht auf Gelingen haben, wenn Frankreich einen Zeitpunkt abpaßte, wo England durch überseeische Verwicklungen — etwa in Indien oder Ägypten — genötigt gewesen wäre, den Hauptteil seines stehenden Heeres dahin abgehen zu lassen.

An diesem Punkte scheint es nötig, einen Blick auf die englische Landbewaffnung zu werfen. Ein Heerwesen, eine dem Volkstum angepasste Heeresordnung hat England immer noch nicht. Es hat nur über ein stehendes Heer zu verfügen, das sich aus angeworbenen Söldnern zusammensetzt. Daneben bestehen einige zwar volkstümliche, aber völlig unkriegerische Einrichtungen, die Miliz und die Volunteers. Wenn man, wie es viele Engländer thun, alles zusammenrechnet, so könnte allerdings Großbritannien mit seinen gesamten Kolonien ungefähr 800000 Mann auf die Beine bringen, und das wäre, nach europäischen Heeresverhältnissen bemessen, wenig genug, aber ein warmer

Freund Englands, der Militärschriftsteller Major D. Wachs, berechnet die gesamte in- und ausländische Armee Großbritanniens („Die Weltstellung Englands“ von Otto Wachs, 1886) kaum auf 300 000 kriegsbrauchbare Mannschaften. Für unsere Ausführungen kommt nur das stehende Heer in England in Betracht, das wenig mehr als 100 000 Mann beträgt, von denen aber unter allen Umständen die unabkömmliche Besetzung Irlands, 30 000 Mann, abzurechnen sind. Der englische Soldat wird nun nicht, wie der Vaterlandsverteidiger der allgemeinen Wehrpflicht, von dem Gefühl des Patriotismus und der Ehre beherrscht. Aber er wird schöner bekleidet, besser bezahlt und besser ernährt, als der irgend einer andern Nation, die regulären Truppen der Vereinigten Staaten ausgenommen; dabei giebt es wenig Dienst, und das sind alles Dinge, die einen Reiz für Leute haben, denen ein faules Leben erstrebenswert erscheint. Es ist selbstverständlich, daß dabei der Leib gesund und kräftig aussieht, das System mag auch gut sein, schöne Paradedruppen heranzuziehen; ob sie sich aber in einem Feldzuge gegen die europäischen Truppen bewähren würden, bezweifeln einsichtsvolle Kreise in England selbst. Für our gallant soldier ist der Soldatenstand nur ein Gewerbe; er betrachtet sich auch gar nicht als Vaterlandsverteidiger, sondern fühlt sich als Untergebener eines Privatunternehmers: der jeweilig herrschenden Partei. Wird ihm der Dienst zu viel, oder fällt ein hartes Wort des Vorgesetzten, so wird gestreift; der Infanterist weigert sich zum Dienst zu gehen, und der Reiter zererschneidet über Nacht Sattel und Riemenzeug, damit der Dienst unmöglich wird. Die Offiziere stehen dem Soldaten gänzlich fern, und die Unteroffiziere streifen mit oder drücken wenigstens bei solchen Vorgängen ein Auge zu. Bemerkenswert und für die gesamte englische Auffassung des Militärwesens bezeichnend ist es, daß sich die große Menge des Volkes bei solchen Meutereien stets auf die Seite der Soldaten stellt. Als vor einigen Jahren die Garderegimentiere wegen offener Empörung zu der gelinden Strafe eines einjährigen Kolonialdienstes auf Bermuda verurteilt wurden, schrieben selbst Zeitungen, die auf dem Standpunkte der Ordnungsparteien stehen, in den teilnahmsvollsten Ausdrücken über die harte Bestrafung der brave Grenadiers. Im übrigen aber sieht dort der steuerzahlende Bürger — gerade so wie im außerpreussischen Deutschland und Österreich zu den Zeiten des Loskaufs und der Stellvertretung — auf den Soldaten als einen unnötigen Freßack und einen Menschen zweiter Klasse herab. Es besteht nicht der geringste gemütliche Zusammenhang zwischen Volk und Militär, selbst „Heldenthaten“ des englischen Söldners vermögen dem britischen Bürger keine Teilnahme abzugewinnen. Die Sammlungen für die in Not geratenen noch lebenden Helden des Reiterangriffs bei Balaclawa am 23. September 1854 erreichten nur 2100 Pfst., dabei ist Tennysons Gedicht, das die Aufopferung der leichten Brigade besingt, jedem englischen Schulknaben bekannt. Allerdings hat das

auch wieder seinen guten Grund. Denn geht es zum Dienst nach auswärts, so reißt immer ein Teil der Tapfern vor dem Einschiffen aus. Die Desertionen im britischen Heere betragen überhaupt jährlich etwa vier Prozent und nehmen von Jahr zu Jahr zu. Dabei geht die Rekrutierung nach Güte und Menge immer mehr zurück, ebenso wie bei der Marine; man wirbt zu tausenden junge Leute von siebzehn bis achtzehn Jahren an, die noch gar nicht dienstfähig sind. In der Times klagte vor zwei Jahren Arnold Forster: „Mit Ausnahme der in den Lagern von Aldershot und Curreagh zusammengezogenen Kontingente und der Garde in London giebt es keine Truppenabteilung im Vereinigten Königreich, die zahlreich genug wäre, daß ein Offizier die Handhabung von Massen lernen könnte. Ich kenne ein Bataillon, das zehn Jahre lang keine Übung mit allen drei Waffen mitgemacht hat u. s. w.,“ und er schließt: „Die Aufrechterhaltung des soldatischen Geistes ist natürlich unter solchen Umständen unmöglich. In der ganzen in England stehenden Armee werden weder Offiziere noch Mannschaften im Frieden für den Krieg ausgebildet.“ Thatsache ist es auch, daß Manöver abgesagt werden, wenn das Wetter neblig oder regnerisch ist. In Wirklichkeit steht die britische Armee zum Teil nur auf dem Papier. Die Kadres sind unvollständig, die Mannschaft unvollkommen ausgebildet, das Pferdematerial ungenügend, die Bewaffnung mangelhaft, Disziplin und Leitung lassen viel zu wünschen übrig. Die Organisation der Mobilmachung ist äußerst schwerfällig, und die notwendige Anzahl von kriegsbereiten Pferden wird man schwerlich aufreiben können. Wie sich diese Landesverteidiger gegenüber einem gelandeten französischen stärkern Truppenteil benehmen würden, ist schwer vorauszusagen. Möglich ist, daß sie streifen, aber in jedem Falle würden sie in so geringer Anzahl zur Stelle sein, daß ein militärischer Erfolg für sie ausgeschlossen erscheint. Dann wären noch die Volunteers übrig. Diese bestehen aus sehr braven Leuten, sind leidlich einexerziert und überragen die Linie unstreitig an gutem Willen und bedeutend an Vaterlandsliebe. Man darf sie ungefähr mit den Gambettaschen Neubildungen von 1870 vergleichen, doch stehen sie diesen darin bedeutend nach, daß ihnen kriegsgeübte Offiziere und höhere Führer abgehen, während die französische levée en masse namentlich mit Führern recht gut versehen war. Die englische Armee bildet aber keine Truppenführer aus, denn ihre besten Generale haben nie mehr Truppen auf einmal unter sich gehabt, als eine deutsche Division auf Kriegsstärke beträgt.

Doch wir wollen die Gefahr von außen nicht so hoch anschlagen, als die von innen drohende. Die lange in der deutschen Presse genährte Fabel, daß die englischen Gewerksvereine das beste Schutzmittel gegen die Sozialdemokratie bildeten, hat sich längst als gänzlich haltlos erwiesen. Mit raschen Schritten ist die Herrschaft der Sozialdemokratie über die englische Arbeiterschaft vorgeschritten, und die Armee ist vollständig von sozialdemokratischen Ideen be-

herrscht. Schon 1891 schrieben die Times: „Keinesfalls kann es in England bleiben, wie es heute ist, denn die Armee enthält schon jetzt einen hohen Prozentsatz von Unzufriednen, die für die Sozialdemokratie eine gute Beute bilden.“ Während der letzten beiden Jahre ist es natürlich nicht besser geworden. Sa wer sich die Mühe giebt, in Whitechapel und Westminster die Schänken zu besuchen, in denen durch rote Schärpen gekennzeichnete Werber ihren Rekrutenfang betreiben, der bekommt eine Ahnung davon, aus welchen Elementen sich die britische Armee zusammensetzt. Überall in der Welt, wo Ordnung und öffentliche Sicherheit in Gefahr stehen, rechnet man auf das Heer, wenn sich die Polizei ihrer Aufgabe nicht gewachsen zeigt. Johannes Scherr sagte schon vor fünfzehn Jahren, die sich wieder vorbereitende internationale Revolution werde an der preussischen Armee scheitern. Er hätte den an sich ganz richtigen Satz erweitern und sagen können: an den Heeren der allgemeinen Wehrpflicht; denn auch die französische republikanische Armee hat sich kürzlich zur Dämpfung der Pariser Straßenunruhen als sehr geeignet erwiesen, was bekanntlich bei den königlichen und kaiserlichen Armeen alten Schlags in Frankreich nicht immer der Fall war. In England, wo die Armee aus ordnungsfreuen und eigentumsfeindlichen Leuten hervorgeht, dürfte jeder Versuch in größerem Maßstabe kläglich scheitern. Wir halten diese innere Gefahr für noch viel dringender als jede äußere. Die großen Streiks der letzten Jahre reden eine sehr beredte Sprache. Ohne eine grundsätzliche Änderung seines Heeresystems im Sinne der allgemeinen Wehrpflicht, die den Besitzenden einen maßgebenden Einfluß in der Armee sichert, treibt England in schwere Katastrophen hinein, die seinem nationalen Wirtschaftsleben und seiner Weltstellung die empfindlichsten Wunden schlagen werden.

Einsichtige Leute in England sind sich denn auch dieser Lage vollkommen bewußt. Niemand anders als der stark liberale Charles Dille hat in seiner Schrift *Imperial defence* klar dargelegt, auf wie schwachen Füßen das britische Weltreich steht, und daß ein kräftiger Anstoß genügen könnte, es seiner kostbarsten Besitztitel zu berauben. Er ist nicht im geringsten in Zweifel darüber, daß Flotte und Heer große Geldopfer erfordern werden, vielleicht aber auch die ganze Wehrverfassung auf neue Grundlagen gestellt werden muß, wenn der heutige Besitzstand aufrecht erhalten werden soll. Aber er wie andre haben bisher tauben Ohren gepredigt, obgleich viele tausende wissen, daß unter dem Hader der Parteien die Weltstellung des Reiches von den andern Nationen überflügelt worden ist, weil die Quellen, aus denen Großbritannien seine Kraft geschöpft hat, unsinnig ausgebeutet worden sind bis zum Versiegen, während die nationale Wehrkraft von der Selbstüberschätzung vernachlässigt wurde. Und dieser Hader der Parteien sucht noch heute seine Befriedigung über die dringlichen Aufgaben hinweg, die vom Lande und für das Land erheischt werden. Statt sich diesen zuzuwenden, ereifert man sich für und wider Homerule für

Irland, die doch mit zwingender Notwendigkeit die gleiche Einrichtung für Schottland und Wales nach sich ziehen muß. Wie kann man aber die notwendigsten Reformen durchführen, wenn man einer liberalen Doktrin zuliebe das Land in Stücke schneidet; wie will man die Stellung einer Großmacht behaupten, wie sie zur Aufrechterhaltung der britischen Welthandelspolitik unbedingt notwendig ist, wenn man daran arbeitet, daheim das Reich in eine Art von deutschem Bund aufzulösen? Freilich, Reden dafür und dagegen zu halten mag geeigneter sein, eine zur Übernahme der Regierung notwendige Mehrheit zusammenzuhalten oder zusammenzubringen, als die unpopuläre Forderung einer Heeresreform, die dem „freien“ Sohne Albions persönliche Pflichten auferlegen würde, die er bisher verabscheute. Die Kosten dafür — die einmaligen ersten Ausrüstungskosten abgerechnet — würden nicht ins Gewicht fallen, da das gegenwärtige englische Heeresbudget dem deutschen wenig nachsteht.

Nachdem alle Mächte des europäischen Festlandes ihre Heereskraft auf die höchste Stufe der Entwicklung gebracht haben, ist die Zeit unwiederbringlich dahin, wo England, im Schlafrock sitzend und hinter dem Pulte jobbernd, mit einer Handvoll bezahlter Soldaten und einigen Häuflein etwas ausgebildeter Milizen, mit unzureichend bewaffneten Plätzen und einem durch parlamentarische Anauferi und unfähige Verwaltung heruntergekommenen Heer- und Marinewesen eine Rolle in Europa spielen könnte. Auch jener Politik ist die Spitze abgebrochen, die darauf hinauslief, Mißtrauen zu säen und europäische Konflikte zu schüren, sich aber gänzlich zurückzuhalten, wenn wirklich ein Krieg ausbrach. Konflikte stehen heutzutage in Europa nicht in Aussicht, auch ein erneuter Ausbruch der überreizten nationalen Eitelkeit der Franzosen ist nicht zu erwarten. Es liegt eine gewisse Wahrheit in dem Wort, daß durch das „ungeschriebene“ Bündnis zwischen Rußland und Frankreich das politische Gleichgewicht in Europa wieder hergestellt worden sei. Jedenfalls ist ein ungefähres militärisches Gleichgewicht vorhanden, das einen Kampf zwischen Dreibund und Zweibund aussichtslos erscheinen läßt. Aber der Zweibund besteht aus zwei Staaten, in deren Bevölkerung ein Drängen nach außen, eine kriegegerische Strömung seit Jahren gepflegt worden ist, was sich seither als Haß gegen Deutschland äußerte. Da ist doch die Frage am Platze: Was soll schließlich aus diesem Haß werden, wenn ein Angriff auf Deutschland — also den Dreibund — keinen Erfolg verspricht? Wird man versuchen, diesen Haß von oben herab zu dämpfen? Wir glauben das nicht, denn ein solcher Versuch wäre für jede französische Regierung verderblich, und dem zarischen Regiment würden daraus neue erbitterte Feinde erwachsen. Es bleibt darum nur übrig, den Haß abzulenken, und der Ablenker ist schon gefunden: er heißt England. Wer die kaum zweijährige Geschichte des Zweibundes verfolgt hat, wird diese Schlußfolgerung bestätigt finden. Man hätte doch nach Kronstadt erwarten sollen, daß nun ein gemeinsamer politischer Feldzug Frankreichs und Rußlands

gegen den Dreibund, mit der Hauptspitze gegen Deutschland, begonnen werden würde. Davon ist bisher nichts zu bemerken gewesen; wohl aber hat der Zweibund eine Spitze gezeigt, doch diese war unverwandt gegen England gerichtet. Nach einander in Konstantinopel, in China, in Agypten und neuerdings in Siam haben Rußland und Frankreich gemeinsam England ihren übeln Willen bewiesen, und in Frankreich schien zuletzt aller Haß gegen Deutschland geschwunden zu sein. Während noch zur Zeit der Kämpfe in Dahomey die französische Presse voller Beschuldigungen gegen Deutschland war, das Waffen und Führer geliefert haben sollte, hörte man während der siamesischen Streitigkeiten kein Wort mehr davon. Auch den begeisterten Empfang des Kaisers und die Anwesenheit des Kronprinzen von Italien im Elsaß schluckt man hinunter, die ganze nationale Abneigung der Franzosen richtet sich mit aller Schärfe gegen England und ist gepaart mit einer tiefen Verachtung der britischen Macht. Es liegen keine Anzeichen dafür vor, daß dies in Zukunft wieder anders werden sollte. Im Interesse Rußlands läge auch kaum eine solche Änderung, denn es hat den lebhaftesten Wunsch, England gedemütigt zu sehen, und im Zweibund ist das Zarenreich die schiebende, Frankreich die geschobne Macht. Wir fürchten, daß für England die Lage in den nächsten Jahren sehr ernst werden wird, denn es wird nirgends Unterstützung finden, auch nicht beim Dreibund. Für die Festlandsmächte bedeutet der Eintritt der russischen Flotte ins Mittelmeer nur eine Ausglei chung der maritimen Machtverhältnisse und eine berechtigte Schwächung der englischen Vorherrschaft, die ihre Rücksichtslosigkeit gegenüber dem übrigen Europa zuletzt bei der Besetzung von Agypten gezeigt hat. Der Dreibund hat keine Veranlassung — auch Italien nicht und am wenigsten Deutschland —, Frankreich in den Weg zu treten, wenn es seine berechtigte Machtstellung und seine Beziehungen zu Rußland für die Sicherstellung seiner Interessen im Mittelmeer verwendet. Auch bei größern politischen Nackenschlägen für England wird der Dreibund zu Gunsten eines unzuverlässigen und ohnmächtigen Staatswesens keinen Mann und kein Schiff in Gefahr bringen. Für einen Verbündeten Englands könnte die Rechnung auf dessen militärische Kräfte leicht sehr trügerisch ausfallen, abgesehen davon, daß ihn die leider oft bewiesene „punische Treue“ der britischen Politik plötzlich genau so im Stiche lassen könnte, wie Napoleon III. 1862 in Mexiko. In Deutschland würden freilich die liberalen Doktrinäre bei einer Gefahr Englands — ähnlich wie 1886 wegen Bulgariens — gewaltig ins Zeug gehen und bereit erscheinen, Gut und Blut für das „parlamentarische Musterland“ zum Opfer zu bringen, aber die große Mehrzahl der Nation wird der Vergangenheit eingedenk sein und die Rolle Englands während der deutsch-dänischen Verwicklung, wie die klägliche Zwitterstellung, die das britische Reich mit der „wohlwollenden“ Neutralität gegen uns während des deutsch-französischen Krieges einnahm, in Betracht ziehen, ebenso die kleinliche Bosheit, mit der die

englische Politik die deutschen Kolonialbestrebungen so lange heimlich hemmte, bis Fürst Bismarck dem Lord Granville gegenüber eine nicht mißzuverstehende Sprache führen ließ. Nach den letzten französischen Kammerwahlen, nach denen weder die Monarchisten, noch die Boulangisten, ja kaum die Radikalen mehr zu fürchten, die wahren Republikaner aber „unter sich“ sind, wird wieder eine Periode anheben, wo sich die einzelnen republikanischen Gruppen gegenseitig die Ministerstühle abjagen und das Volk, dadurch beunruhigt, wieder nach einem „Mann“ Umblitz hält, der nun gerade kein Boulangier wieder zu sein braucht, von dem man aber hofft, daß er dem Lande endlich Ruhe bringen werde. Ohne Aufregung der nationalen Eitelkeit geht es dabei natürlich nicht ab, aber bei allen, die emporkommen wollen, wird dann die Erwägung eine Rolle spielen, ob es nicht zweckmäßig sein würde, die Marschallstäbe jenseit des Kanals zu holen, da jenseit des Rheins keine mehr zu haben sind. Der „treue Freund“ Rußland würde solchem Vorhaben allen erdenklichen Vorschub leisten, da ihm ein Stoß in den Kern der britischen Macht überall die Arme frei macht.

Man kann dagegen die reichen Hilfsquellen Englands anführen, die Lord Beaconsfield einmal als „praktisch unerschöpflich“ bezeichnete. Unstreitig sind sie größer als zu Anfang dieses Jahrhunderts, aber es fragt sich, ob das Land die Zeit haben wird, in einem großen Kampfe diese Hilfsquellen rechtzeitig zu entwickeln. Die ganze Kriegskunst hat sich von Grund aus geändert, Eisenbahnen, Telegraphen, Hinterlader und Massenbewaffnung haben es möglich gemacht, die Geschicke eines Staates in wenigen Wochen zu entscheiden. Lehrreich ist dafür das Schicksal Frankreichs. Sein rascher Aufschwung nach 1871 gestattet an dem Vorhandensein seiner reichen Hilfsquellen keinen Zweifel, und dennoch hatte es sich nach sechsmonatigem Ringen für besiegt erklären müssen. Hilfsquellen, die nicht für den Kampf organisiert sind, haben für moderne Kriege keinen Wert, und das schüde Wort Cobdens: *Pounds, shillings and pence are the best national defence* hat zwar in England viele Gläubige gefunden, dürfte sich aber in gleicher Weise verderblich erweisen, wie die übrigen Manchestertheorien. Aber derartige Anschauungen sind der Hauptgrund, warum sich der Engländer so hartnäckig gegen die Einführung festländischer Heereseinrichtungen und namentlich der allgemeinen Wehrpflicht sträubt, und doch würde diese allein dem „Vereinigten Königreich“ sichern Schutz gewähren und würde auch die solideste Grundlage für die Verteidigung Indiens bilden. Um die für diese beiden Aufgaben nötigen Mannschaften nach dem heutigen System anzuwerben, dürften auch die „unerschöpflichen“ Hilfsquellen Englands nicht ausreichen.

Zur Zeit des deutsch-französischen Krieges stieg in vielen edelgedenkenden Männern Großbritanniens, wie Carlyle u. s. w., das volle Verständnis für Wert und Bedeutung der allgemeinen Wehrpflicht auf. Samuel Smith von Liverpool bemerkte 1871 in einer Flugschrift: „Die Heeresverfassung bewirkt

in Deutschland keine Entartung; im Gegenteil, sie ist eine Schule physischer Kraft und guter Ordnung, zugleich aber auch eine Verschmelzung der Stände, die die niedern emporhebt, indem sie den Stolz der höhern mindert. Diese Vorteile von großem Wert könnte England auch erwerben, wenn es mit einigen Abänderungen das preußische Wehrsystem annähme.“ Diese vernünftigen Gedanken sind längst wieder in dem Trubel der Parteikämpfe vergessen worden. Wie die Sachen gegenwärtig liegen, wird Großbritannien freiwillig die allgemeine Wehrpflicht nicht einführen, sondern sich nur durch schwere innere oder äußere Niederlagen dazu zwingen lassen, für die aber die Vorzeichen schon sämtlich vorhanden sind. Wir sind überzeugt, daß sich Old England nach bitteren Erfahrungen, die es sich nicht ersparen will, bald aufraffen und mittels seiner „unererschöpflichen“ Hilfsmittel sein Heerwesen rasch und gründlich umgestalten wird. Aber erst damit wird es in die Reihe der übrigen europäischen Mächte wieder mit dem Gewicht eintreten, das ihm nach Geschichte und Bedeutung gebührt. Die allgemeine Wehrpflicht aber, die von Deutschland ausgegangen ist, wird dann für Europa ihren Kreislauf geschlossen haben.



## Weder Kommunismus noch Kapitalismus



as unter diesem Titel in dem Verlage der Grenzboten erschienene Buch hat in einer langen Reihe von Blättern die günstigste Beurteilung erfahren. Daß sich die „freisinnige“ Presse, soweit wir sie haben verfolgen können, an dieser aner kennenden Kritik bisher nicht beteiligt hat — nur in einer freisinnigen Zeitung zweiten Ranges haben wir eine kurze lobende Anzeige gefunden —, ist so erklärlich wie betäubend. Erklärlich deswegen, weil keine andre Partei zu solcher ängstlichen Engherzigkeit verschrumpft und für neue Ideen so unzugänglich ist wie sie, die alle ihre schönen Namen: liberal, demokratisch, fortschrittlich, freisinnig, wie lucus a non lucendo trägt. Sie verführt ein endloses Freiheitsgeschwätz, aber wenn einer fordert: nun thut auch einmal etwas für die Freiheit! thut den ersten notwendigen Schritt, der darin bestehen muß, daß ihr den durch eure hochgepriesene moderne Entwicklung geschaffnen Sklaven ihr Joch erleichtert! — wenn einer so spricht, dann hören die Herren falsch und schreien, man wolle das Mittelalter zurückführen. Sie fordern das allgemeine gleiche Wahlrecht auch für die Landtage, aber nur in Zeiten, wo die grundsätzlichen Gegner dieses Rechts im Abgeordnetenhanse so stark sind, daß jeder